



WOLF
SERNO

Die
LIEBE des
Wanderchirurgen



Weltbild

Die Liebe des Wanderchirurgen

Der Autor

Wolf Serno hat lange als Texter und Creative Director in großen Agenturen gearbeitet. 1997, nach fast dreißig Jahren in der Werbung, beschloss er, nicht mehr für andere, sondern für sich selbst zu schreiben. Das Ergebnis war das erste Buch der Vitus-Saga, der Bestseller *DER WANDERCHIRURG*. Wolf Serno lebt mit seiner Frau, einer Richterin, und seinen drei Hunden in Hamburg.

Wolf Serno

Die Liebe des
Wanderchirurgen

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Retail GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2009 by Knauer Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: akg-images (© akg-images) // ARTOTHEK, Weilheim
(© Christie's Images Ltd)
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-813-3

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Wie immer für mein Rudel:
Micky, Fiedler († 16), Sumo, Eddi.*

*Und diesmal besonders für Buschmann,
meinen Oberstabs-Ranger a. D.*

Die religiösen Zitate des Romans stammen aus: *DIE BIBEL. Die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, siebenundzwanzigster Abdruck.* Gedruckt und verlegt von B. G. Teubner in Leipzig, 1877

Die Operationen und Behandlungen in diesem Buch spiegeln den wissenschaftlichen Stand des 16. Jahrhunderts wider. Zwar gab es schon damals Eingriffe, die sich im Prinzip bis in unsere Tage nicht verändert haben, und auch die Kräuter wirken heute nicht anders als vor über vierhundert Jahren, doch sei der geneigte Leser dringend vor Nachahmung und Anwendung gewarnt.

Die Handlung spielt in den Jahren 1587 und 1588, also zu einer Zeit, als bereits der gregorianische Kalender eingeführt war. Dennoch wurden sämtliche Zeitangaben nach dem alten julianischen Kalender vorgenommen, da die Schauplätze des Romans überwiegend in England liegen und dort der julianische Kalender bis 1752 galt.

*Ich ließ sie ein menschlich Joch ziehen,
und in Seilen der Liebe gehen,
und half ihnen, das Joch an ihrem Halse tragen,
und gab ihnen Futter.*

HOSEA II, 4

PROLOG

»Du hast einen guten Tag gemacht, Herr«, sagte Pater Alfredo. Er stand im Eingang der Kathedrale *Santa Cruz* und blickte voller Dankbarkeit in den blauen Himmel über Cádiz. Man schrieb Samstag, den 19. April 1587, und es schien ein ganz normaler Wochentag zu sein, wenn man davon absah, dass die Luft verschwenderisch nach Frühling duftete und dass Pater Alfredo Geburtstag hatte.

Er faltete die Hände und fuhr leise fort: »Du meinst es gut mit mir, Herr, sechsundfünfzig Jahre lang hast Du mir ein reiches, erfülltes Leben geschenkt, und ich kann mich an keinen Geburtstag erinnern, an dem das Wetter nicht schön gewesen wäre. Aber ich will nicht hoffärtig sein, wahrscheinlich ist es purer Zufall, dass auch heute die Sonne wieder scheint, sicher hast Du Wichtigeres zu tun, als Dich um das Wetter am Geburtstag Deines geringsten Dieners zu kümmern.«

Er schaute auf das Treiben in den umliegenden Gassen. Das Lärmen der Händler und das Geschrei der Marktfrauen hatte nachgelassen, denn es war bereits Nachmittag, und die meisten Geschäfte waren getätigt. Auch Pater Alfredo hatte ein Gutteil seiner Arbeit erledigt: Er hatte den Tag darauf verwandt, sich auf die Predigt für die morgige Sonntagsmesse vorzubereiten, doch im Gegensatz zu sonst war er nicht recht vorangekommen. Selbstverständlich hielt er seine Predigten auf Latein, was kaum eines seiner Schafe verstand, dennoch sollten seine Worte Sinn machen und

nach Möglichkeit auf die Sorgen, die Nöte und die Wünsche der ihm Anvertrauten eingehen.

Er senkte die Augen. »Ich werde zur Strafe für meine unnützen Gedanken nicht wie beabsichtigt ein Gläschen Rioja im *Trocadero* trinken, Herr, auch will ich nicht wie üblich eine halbe Chorizo und ein Stück Ziegenkäse dazu verspeisen, sondern umgehend in Dein Haus zurückgehen. Gewiss wird mir dann mit Deiner Hilfe eine zündende Idee einfallen.« Er hielt inne und sah aus dem Augenwinkel eine prächtige Kutsche vorfahren. Ein Lakai sprang vom rückwärtigen Trittbrett herab, riss die Tür auf und klappte ein Treppchen heraus. Wer da wohl kam?

Pater Alfredo haderte erneut mit sich, denn schließlich hielt er Zwiesprache mit dem Allmächtigen, und nichts auf der Welt durfte ihn davon abhalten. »Vielleicht, Herr, sollte ich Dich während der Predigt bitten, allen Verirrten wieder den wahren, den einzigen Weg zu Dir zu weisen, so wie es im einundachtzigsten Psalm steht: *Weh' ihnen, dass sie von mir weichen, sie müssen zerstöret werden, denn sie sind von mir abtrünnig geworden! Ich wollte sie wohl erlösen, wenn sie nicht wider mich Lügen lehrten.*«

Ein zierlicher Schuh erschien in der Kutschentür und trat auf die oberste Stufe des Treppchens. Es folgte eine ausladende rubinrote Robe und eine bis zum Ellbogen behandschuhte Hand, die sich ungeduldig dem Lakaien entgegenstreckte. Der Lakai ergriff sie dienernd. Ein Kopf neigte sich heraus, und wenig später wurde ein Gesicht erkennbar. Es war von schwarzen, streng in die Höhe gekämmten Haaren umrahmt und zeigte jene vornehme Blässe, die nur bei Vertretern des Adels vorkam. Die Farbe der Augen war auf die

Entfernung nicht festzustellen, doch die Nase wies einen leichten Haken auf, und die grell geschminkten Lippen waren schmal. Insgesamt war das Gesicht nicht schön zu nennen, aber doch apart. Pater Alfredo hatte es noch nie gesehen.

Er betete weiter: »Und die Verirrteste der Verirrten ist, wie Du weißt, Herr, die eitle, gottlose, prunksüchtige Elizabeth von England, die Jungfräuliche Königin, wie sie sich nennen lässt, deren Vater Heinrich schon den Pfad des rechten Glaubens verließ, indem er der allein seligmachenden katholischen Kirche den Rücken kehrte ...«

Bei allen Heiligen, die hochherrschaftliche Dame kam auf ihn zu! Pater Alfredo wollte sein Gebet unterbrechen, doch dann besann er sich eines Besseren. Vor Gott waren alle Menschen gleich, und diese Dame musste ebenso wie jeder andere warten, bis er sein Amen gesprochen hatte. Er tat, als sehe er sie nicht, und sprach weiter: »Elizabeth, diese Häretikerin, die mit ihrer Jungfräulichkeit seit Jahren kokettiert, hätte längst dem Werben unseres gottesfürchtigen Philipp nachgeben und ihn heiraten sollen. Doch sie denkt nicht daran. Sie ist dünkelfhaft wie ein Pfau und bockig wie ein Esel. Da ist es nur recht und billig, dass unsere Allerkatholischste Majestät eine Armada gegen England rüstet, die sie in die Knie zwingen wird, die sie willens machen wird, ihm als Eheweib fromm und züchtig zur Seite zu stehen. Oh, Herr, welch ein erhebender Gedanke! Welch ein Kreuzzug!« Pater Alfredo seufzte. Er war jetzt sicher, das Thema für seine morgige Predigt gefunden zu haben.

Doch was war das? Die hochherrschaftliche Dame beachtete ihn gar nicht. Sie ging einfach an ihm vorbei und betrat

die Kathedrale. Nun gut, das war ihr nicht zu verwehren. Niemandem war es zu verwehren, ein Gotteshaus zu betreten, wenn er seinem Schöpfer nahe sein wollte. Pater Alfredo beendete sein Gebet, indem er Gott versicherte, dass die Zukunft und das Schicksal der dünkelfhaften Elizabeth selbstverständlich in Seiner Hand lägen, und dass er, Alfredo, nur ein paar eigene Gedanken habe äußern wollen. Er sagte hastig »Amen« und betrat erneut die Kathedrale.

Drinnen umging ihn Kühle, während seine Augen sich an das dunklere Licht gewöhnten. Er ging durch das Hauptschiff, vorbei an dem durch Jahrhunderte geschwärzten Kirchengestühl, machte im Angesicht der großen Christusfigur das Kreuzzeichen – und erappte sich dabei, dass er insgeheim Ausschau nach der Fremden in der rubinroten Robe hielt. Sie war nicht da. Niemand war da, was ungewöhnlich schien zu dieser Stunde. Pater Alfredo schüttelte den Kopf. Er wollte einen Winkel der Sakristei ansteuern, in dem er sich zu sammeln pflegte und seinen Predigten den letzten Schliff gab, als ihn ein plötzlicher Ruf herumfahren ließ: »Pater!«

Er brauchte zwei oder drei Herzschläge, um zu begreifen, dass der Ruf aus dem Beichtstuhl gekommen war. Der Beichtstuhl stand an der linken Seite des Hauptschiffs zwischen der *Genueser Kapelle* und der *Kapelle Jesus von Nazareth*. Er war ein Meisterwerk der Möbeltischlerei, geschlossen und zweigeteilt, und sein schrankartiger Aufbau wurde überdeckt von üppigen, Rosen darstellenden Schnitzereien.

»Vater, ich möchte beichten, und zwar möglichst rasch!«

Die Stimme gehörte einer Frau; sie hörte sich energisch und ein wenig metallisch an – und befehlsgewohnt. Pater

Alfredo zweifelte keinen Augenblick daran, dass sie der adeligen Dame gehörte, und ebenso zweifelsfrei war, dass der Ton der Dame sich nicht geziemte. In einem Gotteshaus hatte nur einer zu befehlen, und das war der Allmächtige selbst. Andererseits hatte jeder Gläubige das Recht und die Pflicht, zu beichten, mehrmals im Jahr, je nachdem, wie viel Schuld er auf sich geladen hatte. Wer krank oder auf Reisen war oder andere triftige Gründe anführen konnte, dem Bußsakrament fernzubleiben, sollte versuchen, wenigstens ein Mal pro Jahr die *confessio* abzulegen, und das möglichst am Osterfest. Der Auferstehungstag Christi lag in diesem Jahr zwar schon vier Wochen zurück, aber das musste nichts bedeuten. Vielleicht hatte Gott die Schritte der Fremden ganz bewusst nicht früher in Sein Haus gelenkt? Sein Ratschluss war unergründlich.

Pater Alfredo streckte sich und schritt auf den Beichtstuhl zu. »Wohlan, ich werde Euch die Beichte abnehmen«, sagte er, während er seinen Platz neben der Trennwand einnahm. Dann legte er sein Ohr an die Gitteröffnung und lauschte. Eine Zeitlang geschah nichts. Es war so still, wie es nur in einer Kirche sein konnte. Plötzlich meldete sich die Stimme wieder: »Ich möchte, dass Gott mir meine Sünden vergibt.«

»Nun, nun, so einfach geht das nicht.«

»Weshalb nicht?«

Pater Alfredo räusperte sich. »Es ist wohl einige Zeit her, dass Ihr Eure Sünden vor Gott dem Herrn bekannt habt?«

»Warum sollte das so sein?«

»Weil Ihr, wie es scheint, die Anfangsformel der *confessio* vergessen habt. Schlagt das Kreuz, dann will ich sie für Euch sprechen.«

»Gut, ich habe es geschlagen.«

»*In nomine patri et filii et spriritus sancti. Amen.* Merkt Euch den Satz, er wäre Euer Part gewesen.«

»Wie Ihr meint, Vater.«

»Gott, der unser Herz erleuchtet, schenke dir wahre Erkenntnis deiner Sünden und Seiner Barmherzigkeit«, sprach Pater Alfredo den Anschluss text, während er die Augen schloss, um sich besser konzentrieren zu können.

»Ich höre«, sagte er.

Sir Hippolyte Taggart war eine Erscheinung, der man den Seemann schon von weitem ansah. Er hatte ein kantiges Äußeres, wasserhelle Augen und eine Haut, die von allen Meeren dieser Welt gegerbt worden war. Doch nicht nur Wind und Wetter hatten Spuren in seinem Gesicht hinterlassen, sondern auch die scharfe Schneide eines spanischen Schwerts. Anno 73 in der Karibik war es gewesen, als ihm bei der Eroberung einer Schatzgaleone die linke Gesichtshälfte gespalten wurde. Taggart war die Antwort nicht schuldig geblieben: Er hatte den Spanier mit einem Pistolenschuss getötet und wütend weitergekämpft, so lange, bis Doktor Hall, sein alter Schiffsarzt, ihn beschworen hatte, innezuhalten und die Verletzung unter Deck versorgen zu lassen.

Taggart hatte widerwillig zugestimmt und geknurrte, die Sache dürfe nicht länger als fünf Minuten dauern. Hall hatte die Blutung gestillt und die Verletzung mit ein paar groben Stichen genäht, hastig und bei schlechtem Licht, und vielleicht lag darin der Grund, warum die Wundränder später schief zusammengewachsen waren.

Fortan hing Taggart der linke Mundwinkel herunter, was ihm einen immerwährenden, grimmigen Ausdruck verlieh, ihn ansonsten aber nicht weiter anfocht. Er hatte festgestellt, dass ein Mann nicht nach seinem Aussehen zu beurteilen war, sondern einzig und allein nach seinem Charakter. Außerdem wog die Beute, die seine Männer aus der spanischen Schatzgaleone hervorholten, zehn solcher Schwertwunden auf.

Heimgekehrt nach England, sprachen die jubelnden Massen landauf, landab von der erfolgreichsten Kaperfahrt aller Zeiten, und die *Lady of the Seas*, wie die Jungfräuliche Elizabeth von allen Teerjacken liebevoll genannt wurde, jubelte ebenfalls, denn sie hatte einen hübschen Anteil der Beute für ihre Privatschatulle erhalten, weshalb sie Taggart wenig später zum Ritter schlug.

Seit dieser Zeit hatte Taggart einen Neider unter Englands Korsaren, wobei es sich weder um John Hawkins noch um Thomas Raunse handelte, sondern um keinen Geringeren als Francis Drake. Das Verhältnis zu ihm war mehr als angespannt, was sich auch nicht änderte, als Drake nach seiner Weltumsegelung an Bord der *Golden Hinde* ebenfalls die Ritterwürde erhalten hatte.

Doch irgendwann war es Taggart zu dumm geworden. Anlässlich eines Fests in Schloss Whitehall war er auf Drake zugegangen und hatte ihm ins Gesicht gesagt: »Hör mal, Drake, seit Jahren umschleichen wir uns wie die eifersüchtigen Kater, reden nicht miteinander und tun so, als wäre der andere Luft. Das ist eines Captains Ihrer Majestät nicht würdig. Das muss ein Ende haben. Ich als der Ältere breche mir keinen Zacken aus der Krone, wenn ich dir hiermit ver-

sichere, dass du der berüchtigste, verfluchtete und erfolgreichste Korsar aller Zeiten bist. Und wenn du willst, erzähle ich das jedem, der es hören will, auch unserer *Lady*.«

Eine Zeitlang hatten Drakes Augen ihn abschätzend gemustert, dann war ein breites Grinsen über sein Gesicht gewandert, und er hatte gerufen: »Da hast du ausnahmsweise mal recht, Taggart, aber auch ich will dir etwas sagen: Sollten mich wider Erwarten die Schiffswürmer vor dir zerfressen, fände ich in dir den besten Ersatz. Was trinkst du, Wein oder Brandy?«

»Rheinwein«, hatte Taggart geantwortet.

Und genau diese Antwort hatte er Drake auch eben gegeben. Nur dass beide nicht auf einem Hoffest weilten, sondern sich auf einer Kriegsgaleone befanden, genauer gesagt, in der Kajüte von Drakes Flaggschiff, der *Elizabeth Bonaventure*. Außer ihnen hatten weitere erfahrene Kapitäne am Tisch Platz genommen, sämtlich Kommandanten eines stattlichen Geschwaders.

Am Morgen des 2. April 1587 hatten sie in Plymouth die Leinen losgemacht und den frischen Nordost genutzt, der sie zügig in Richtung Ushant Island blies und weiter an den Scillys vorbei in den Atlantik hinaustrug. Einen Tag später hatten sie Kurs Süd abgesteckt und in sauberer Formation die tückische Biskaya umsegelt. Es schien eine schnelle Reise zu werden, doch am 5. April, auf der Höhe von Kap Finisterre, hatte es sie erwischt. Sie gerieten in einen kapitalen Sturm, der die Schiffe wie Nusschalen auseinandersprenge und dafür sorgte, dass die Flotte sich erst zehn Tage später westlich von Lissabon wieder vereinigen konnte.

Von da an war Drake, der Draufgänger, nicht mehr zu

halten gewesen, das Jagdfieber hatte ihn endgültig erfasst, und er preschte mit seinem Geschwader unter Vollzeug an der Küste der Iberischen Halbinsel entlang, bis er vor etwa einer Stunde plötzlich beidrehen ließ und per Flaggsignal die Kapitäne seiner wichtigsten Schiffe zu sich an Bord befohlen hatte.

»Ich hoffe, jeder von Euch hat etwas Anständiges zu trinken vor sich«, sagte Drake und scheuchte die hin und her wieselnde Ordonnanz hinaus. Er erhob sich, richtete seine Gestalt zu voller Höhe auf und musterte jeden einzelnen seiner Kapitäne aus flinken, hellwachen Augen. Was er sah, gefiel ihm: Die versammelten Herren stellten eine Runde dar, in der seemännisch das Beste saß, was die Britannische Nation zu bieten hatte. Unter anderen waren vertreten: William Borough, ein kriegserfahrener, hochdekoriertes Kommandant, der die *Lion* befehligte und den Titel eines Vizeadmirals trug, Henry Bellingham, der Schlachtenerprobte, der die *Rainbow* führte, und Thomas Fenner von der *Dreadnought*, der schon als Flagggkapitän unter Drake gedient hatte.

Drake selbst war ein Mann, dessen außergewöhnliche Fähigkeiten sich kaum in seiner Erscheinung widerspiegelten, denn bei Empfängen, Festen oder feierlichen Anlässen glich er äußerlich seinen vornehmen Landsleuten, die sich – Feind hin oder her – geschmacklich nach der spanischen Mode richteten: Dazu gehörten der obligatorische Knebelbart auf der Oberlippe und der Spitzbart am Kinn, zusammengenommen eine Zier, die durch den darunter getragenen, plissierten und getollten Kragen gut zur Geltung kam. Der Kragen wiederum bildete den oberen Abschluss eines vielknöp-

figen, wattierten Wamses, das häufig aus golddurchwirktem Brokat gefertigt war. Abgerundet wurde die Staffage durch eine den Oberschenkel bedeckende Puffhose und eine die Waden eng umschließende Trikothose. Wer auf sich hielt, trug schwarz – und gab sich feierlich, würdevoll und steif.

Aber genau das tat Drake nicht. Manche Zeitgenossen behaupteten zwar, seine Erfolge seien ihm zu Kopf gestiegen, er umschwänze ständig die Königin, sei zum Hofschranzen und zum Prahlhans geworden, doch sobald eine Sache ihn fesselte, war er noch immer der alte Drake, der wie kein Zweiter Lebhaftigkeit, Energie und Überzeugungskraft ausstrahlte. »Manch einer von Euch wird die zehn Tage verflucht haben, die der Sturm uns genommen hat, und auch ich hab's getan«, rief er laut, »aber dann, am Kap Roca vor Lissabon, hab ich ihm auf Knien gedankt!«

Die Herren blickten fragend drein, was Drake natürlich beabsichtigt hatte.

»Unser Geschwader umfasst über dreißig Schiffe, da mag es dem einen oder anderen entgangen sein, dass meine *Elizabeth Bonaventure* vor Lissabon zwei fette Kauffahrer gestellt hat, die bis unters Schanzkleid wertvolle Ware geladen hatten. Es juckte mir in den Fingern, sie auszuweiden, aber es waren Holländer.«

Diejenigen Herren, die über den Vorfall nicht informiert waren, lachten verständnisvoll. Ein holländisches Schiff durfte selbstverständlich nicht als Prise genommen werden, denn die Niederlande kämpften schon seit langem gegen die spanische Besetzung und wurden in diesem Kampf von der *Lady of the Seas* unterstützt. Wer Spaniens Feind war, war Englands Freund.

Borough räusperte sich und fragte: »Und warum habt Ihr dem Sturm auf Knien gedankt?«

»Weil mir ohne ihn die Holländer nicht vor den Bug gelaufen wären. Ihre Handelsgüter waren für mich zwar unantastbar, aber dafür haben sie mich anderweitig mehr als entschädigt.«

»Wie das?«, fragte Fenner.

Drake hob sein Glas. »Erst einmal wollen wir auf unsere geliebte Königin trinken. Sie möge lange leben!«

»Und ebenso lange Jungfrau bleiben«, ergänzte Bellingham, der gern mal einen Scherz machte, in diesem Fall aber strafende Blicke erntete.

»*Cheers!*« Die Herren tranken.

»Nun zu Eurer Frage, Fenner«, fuhr Drake fort. »Ihr wisst wie wir alle, dass Philipp II., dieser düstere Dauerbeter, noch in diesem Jahr England überfallen will, um es sich einzuverleiben. Und Ihr wisst natürlich auch, dass wir mit unseren Schiffen nicht ausgelaufen sind, um eine Spazierfahrt zu unternehmen. Philipp ist alles andere als untätig. Wenn er nicht gerade betet, dann kauft oder beschlagnahmt er überall Kriegsschiffe, um seine Streitmacht zu verstärken, nicht nur in Portugal, auch in Genua, Venedig, Neapel, Sizilien und weiß der Henker, wo noch. Außerdem rüstet er für seine Soldaten jede Menge Versorgungsschiffe und Truppentransporter aus. Sein Ziel ist es, die größte Armada der Welt zusammenzustellen und sie gegen uns zu senden. Es kann jederzeit losgehen!«

Die Herren blickten beeindruckt.

Drake fuhr fort: »Das alles sind keine Hirngespinnste, sondern Tatsachen. Ich habe sie vor kurzem persönlich von

Walsingham, dem Staatssekretär und Geheimdienstchef Ihrer Majestät, erfahren, denn ich hatte das Vergnügen, einen Tag mit ihm in Barn Elms, seinem schönen Wohnsitz an der Themse, zu verbringen.«

»Und was ist nun mit den holländischen Kauffahrern?«, fragte Taggart, der es nicht mochte, wenn einer lange um den heißen Brei herumredete.

Drake überhörte den ungeduldigen Unterton. »Die Holländer kamen aus Cádiz und waren auf dem Weg nach Middelburg. Sie haben mir erzählt, dass es in Cádiz nur so von spanischen Schiffen wimmelt. Es sind so viele, dass kein Zweifel daran bestehen kann: Von Cádiz, und nicht von Lissabon, aus will Philipp seinen Seezug beginnen! Aber diese Suppe werden wir ihm versalzen!«

»An uns soll es nicht liegen«, meinte Bellingham. »Kann der Tanz wirklich jederzeit losgehen?«

»So ist es.«

»Dann sollten wir nicht warten, bis Philipp uns dazu auffordert, sondern ihm zuvorkommen«, knurrte Taggart, der sein Glas Rheinwein schon geleert hatte. »Wann schlagen wir los?«

Drake grinste. »Heute.«

Nachdem Pater Alfredo »Ich höre« gesagt und die Ohren gespitzt hatte, war er gespannt, was die Unbekannte vor Gott zu bekennen haben würde. Aber statt die *confessio* abzulegen, wie es sich gehörte, hatte sie ihn mit Fragen bedrängt, Fragen, die überflüssig waren und nicht in den Beichtstuhl gehörten. Welch seltsames Gebaren!

Gewiss, die vornehme Fremde hatte einiges über sich und ihre Ansichten preisgegeben, sie hatte erzählt, dass sie als

Einzelkind aufgewachsen sei, aber daran sofort die Frage nach Pater Alfredos Kindheitstagen geknüpft. Sie hatte angedeutet, dass sie aus begütertem Hause stamme, und anschließend wissen wollen, wie hoch die Bezüge eines Priesters seien, sie hatte behauptet, die Erde sei eine Kugel, und ihn gefragt, warum die Kirche diese Meinung nicht teile, sie hatte auf den goldfunkelnden Hauptaltar sowie auf die mit Juwelen verzierten Reliquien und Monstranzen verwiesen und gefragt, ob die Zurschaustellung solcher Pracht zum Glauben erforderlich sei, sie hatte die heilige Inquisition verurteilt und ihn gefragt, warum er sich daran mitschuldig mache, sie hatte von Marias jungfräulicher Empfängnis gesprochen, diese bezweifelt und anschließend wissen wollen, wie schwer es einem Gottesmann fiele, sich der Fleischeslust zu enthalten.

Das alles und mehr hatte sie gefragt, und Pater Alfredo hatte ihr immer wieder klarzumachen versucht, dass die Beichte kein Frage-und-Antwort-Spiel war, sondern das Bekenntnis der eigenen Verfehlungen.

Ein paarmal hatte er aufstehen und das fruchtlose Gespräch abbrechen wollen, doch er war stets sitzengeblieben. Die Fremde war zweifellos eine ungewöhnliche Frau, intelligent und eloquent, aber auch unbeherrscht und angriffslos. War sie auch gläubig? Das herauszufinden und ihr die Beichte abzunehmen, stellte eine Herausforderung dar, die Geduld und einen wachen Geist erforderte.

Er hatte sich selbst ermahnt, nicht die *acedia*, die siebte Todsünde, zu begehen, welche die Trägheit des Geistes anprangerte, dazu die Faulheit, die Feigheit, die Ignoranz. Alle diese Teufelseigenschaften wollte er sich nicht selbst vorwer-

fen müssen. Vielleicht hatte die Unbekannte nur Angst, sich zu offenbaren? Vielleicht wollte Gott ihn nur auf die Probe stellen? Seine Langmut? Sein Verständnis?

Er seufzte. Wie viel Zeit war mittlerweile vergangen? Eine Stunde, zwei Stunden? Im Dunkel des Beichtstuhls verlor sich das Gefühl für Zeit. Alle Sinne vereinigten sich zu einem einzigen – dem Gehör.

Er konzentrierte sich wieder auf seine Aufgabe und fragte in möglichst festem Ton: »Zum letzten Mal: Wollt Ihr nun beichten oder nicht?«

»Wie heißt Ihr eigentlich?«

»Ich bin Pater Alfredo, aber um das zu erfahren, seid Ihr nicht hier.« Pater Alfredo wurde immer unruhiger, er dachte an die Predigt, die er morgen halten wollte, und daran, dass er sie noch überarbeiten musste. Sie sollte brillant werden, denn es war eine Ehre, die Messe am Sonntag halten zu dürfen. Nicht jeder Pater durfte das, häufig taten es Höhergestellte, Berufenere und manchmal sogar der Erzbischof Antonio Zapata y Cisneros persönlich. »Wollt Ihr nun beichten oder nicht, meine Tochter?«

Ein spöttisches Lachen war die Antwort. »Ich bin nicht Eure Tochter, Pater. Wenn ich es wäre, hättet Ihr den Zölibat gebrochen, und das habt Ihr doch wohl nicht?«

Pater Alfredo erstarrte. Er war bemüht, Geduld zu üben, aber nicht gewillt, sich Unverschämtheiten anzuhören. »Ich glaube, es ist besser, Ihr verlasst jetzt das Haus Gottes«, sagte er zornig.

»Ich bin das letzte Mal als Kind zur Beichte gegangen, Pater. Und normalerweise wäre ich auch heute nicht gekommen.«

Pater Alfredo horchte auf. Es war ein anderer Ton, der da plötzlich durch die Trennwand klang. Sollte seine Langmut sich doch auszahlen? »Warum seid Ihr heute hier?«, fragte er.

»Weil meine Mutter es so wollte.«

»Eure Mutter wollte es?«

»Ja, sie sitzt draußen in der Kutsche und wartet dort auf mich, denn sie ist gebrechlich.«

Pater Alfredo überlegte. »Ich vermute, Eure Mutter wollte schon öfter, dass Ihr zur Beichte geht, warum habt Ihr erst heute auf sie gehört?«

»Darüber möchte ich nicht sprechen.«

»Darüber müsst Ihr sprechen.«

»Nun gut, seid Ihr sicher, dass kein Sterbenswort aus diesem Kasten an die Öffentlichkeit dringt?«

Pater Alfredo spürte erneut Unmut. »Alles, was Ihr sagt, sagt Ihr *sub rosa*, also unter der Rose. Die geschnitzte Rose schmückt diesen ›Kasten‹, wie Ihr ihn zu nennen beliebt, in üppiger Pracht und ist das Zeichen der Verschwiegenheit. Seid versichert, ich werde das Beichtgeheimnis in jedem Fall wahren.«

»Nun gut, ich glaube Euch. Ich will noch heute an Bord eines Schiffs gehen, das mich in die Spanischen Niederlande bringt.«

»Aha. Und weiter?«

»Ich bin Seiner Exzellenz Paolo Farnese, einem Neffen des Herzogs von Parma, versprochen. Ich werde ihn heiraten.«

»Und nehmt dies zum Anlass, Eure Seele zu reinigen, bevor Ihr die gefährliche Reise antretet. Das nenne ich gottgefällig«, ergänzte Pater Alfredo. Er war sehr zufrieden mit sich. Geduld zahlte sich am Ende doch aus.

»Ich höre«, sagte er.

Als Taggart durch die Fallreepspforte seine *Falcon* betrat, hatte er Mühe, ein gleichgültiges Gesicht zu ziehen, nicht, weil der ihm übertragene Einsatz ihn sonderlich beunruhigte, sondern weil es ihn erhebliche Mühe gekostet hatte, die Jakobsleiter hinaufzuklettern. Schuld daran war der Zahn der Zeit, der auch vor seinen Gelenken nicht halt machte. Er zählte zweiundsechzig Jahre, und mit jedem Monat, den Gott werden ließ, fiel es ihm schwerer, die Beine zu biegen.

»Willkommen an Bord, Sir!« John Fox, der Erste Offizier, stand an Deck und grüßte.

»Danke, John.« Taggart unterdrückte ein Ächzen und richtete sich bolzengerade auf. »Irgendwelche Neuigkeiten?«

»Bei uns nicht, Sir.«

Taggart grinste schief, er hatte die unausgesprochene Frage verstanden. »Kommt mit in meine Kajüte.« Gemeinsam schritten sie über das Hauptdeck nach achtern und betraten den Raum des Kommandanten. Im Gegensatz zu Drake, der gerne zeigte, was er hatte, war Taggarts Reich eher spartanisch eingerichtet. Nur zwei oder drei schöne Mahagonimöbel standen darin sowie ein großer, seefest verschraubter Tisch, an dem zehn Männer bequem speisen konnten, ferner ein drehbarer Globus aus spanischem Besitz, ebenfalls fest mit dem Deck verbunden, weitere Stühle und ein Kartentisch, auf dem sich Seekarten und Navigationstabellen türmten, hier und da beschwert von nautischen Instrumenten wie Abgleichzirkel, Reißfeder und Winkelfasser. Unter dem großen Heckfenster, hinter einem Paravent, hatte Taggart den Nachtstuhl und eine Waschgelegenheit platzieren lassen.

Der insgesamt recht großzügige Eindruck wurde nur unterbrochen durch das massive Rund des Besanmasts, der mittig die Kajüte teilte.

Taggart setzte sich an den Kartentisch und forderte Fox auf, Platz zu nehmen. Tipperton, der Schiffsschreiber, der gleichzeitig für Getränke zu sorgen hatte, erschien in der Tür und fragte gähmend, was die Herren wünschten.

»Nichts«, blaffte Taggart, der Tipperton nicht sonderlich mochte, da dieser stets eine kaum hinnehmbare unmilitärische Art an den Tag legte. Dennoch gehörte Tipperton seit Jahren zum Inventar, vielleicht, weil er trotz seiner Pomadigkeit sämtlichen Papierkram zuverlässig erledigte.

Als der Schreiberling verschwunden war, seufzte Taggart und streckte seine schmerzenden Beine aus. »Ich sage immer: Ehe Tipperton sich bewegt, bleibt die Zeit stehen!« John Fox lachte und strich sich über seinen Vollbart.

»Nun will ich Euch aber nicht länger auf die Folter spannen. Hört, was es Neues gibt.« Taggart erzählte ausführlich von dem Kapitänstreffen an Bord der *Elizabeth Bonaventure* und fügte am Schluss hinzu, dass es Aufgabe der *Falcon* sein würde, das Geschwader während des Überfalls nach hinten abzusichern.

John Fox schwieg eine Weile und sagte dann: »Das wird eine knifflige Aufgabe, Sir.«

»So ist es, aber wir werden sie lösen. Seid jetzt so gut, und bringt die *Falcon* wieder in Fahrt. Der Abstand zum Geschwader soll nicht mehr als drei Kabellängen betragen.«

»Aye, aye, Sir!« John Fox sprang auf und eilte fort.

Taggart erhob sich schnaufend, öffnete ein hölzernes Schapp auf der Backbordseite und holte eine Majolikadose

mit der Aufschrift *Castoreum anglicum* hervor. Er hasste den Geruch von Bibergeil, aber Martin Frobisher, ein Freund und Seefahrer wie er, hatte geschworen, es gäbe nichts Besseres gegen Gelenkschmerzen. Die Indianer vom Stamm der Micmac, denen er während seiner Forschungsreisen auf dem nordamerikanischen Kontinent begegnet sei, hätten das Zeug mit großem Erfolg angewendet.

Taggart fiel es schwer, das zu glauben, dennoch wollte er nichts unversucht lassen. Er brüllte in Richtung Tür: »Tipperton, ich will jetzt nicht gestört werden!«, und ließ die Hose herunter. Dann griff er widerwillig in die Dose und nahm eine Portion der schwarzbraunen salbenartigen Masse heraus. Während er sich die Knie einrieb, dachte er an die längst vergangenen Tage, in denen er ohne jegliche Beschwerden die Wanten hinauf- und herunterturnen konnte. Nun ja, die Zeit war eine lautlose Feile, und was nicht zu ändern war, war nicht zu ändern. Langsam wurden ihm die Knie warm, das Blut kam in Wallung, was für kurze Zeit einige Linderung versprach. Er zog die Hose wieder hoch und schloss die Gürtelschnalle. Dann warf er sich seinen alten Wachstuchmantel über, der für diese Breiten eigentlich zu warm war, und ging steifbeinig nach draußen.

Auf dem Kommandantendeck machte John Fox Meldung: »*Falcon* wie befohlen in Fahrt, Sir. Dunc steht am Kolderstab, Geschwader läuft Kurs Südost.«

»Danke, John, haben die Spanier sich schon blicken lassen?«

»Bisher nicht, Sir, weit und breit nichts von den Dons zu sehen.«

»Schön, wir werden ihnen noch früh genug begegnen.«
Taggart trat an die Querreling. Er legte die Hand auf das

Holz und spürte sein Schiff. Es war ein gutes, seltsam lebendiges Gefühl. Die *Falcon* war alt, aber stark. Und voll funktionstüchtig. Einen Schönheitspreis allerdings konnte sie nicht mehr gewinnen, denn durch die vielen Reparaturen, die Mister Colby, der Zimmermann, über Jahre hinweg hatte durchführen müssen, sah sie aus wie eine bunte Kuh. Taggart betrachtete die Ausbesserungen mit gemischten Gefühlen. Wie gern hätte er Colby mit der Anfertigung neuer Kniegelenke beauftragt! Genug der unnützen Gedanken ...

»Land in Sicht!« Der Ruf kam aus dem Krähennest des Hauptmasts.

»Wo?«, bellte Taggart.

»Steuerbord voraus!«

»Danke.« Taggart tat so, als würde er den grauen Umriss am Horizont sehen. Niemand brauchte zu wissen, dass sein Augenlicht nicht mehr das Beste war. »Wo ist Mister Pigett?«

»Vermutlich in seiner Kabine«, sagte John Fox.

»Und was macht er da? Däumchen drehen?« Taggart hatte zu Pigett, seinem Zweiten Offizier, kein so gutes Verhältnis wie zu seinem Ersten.

»Ich werde Pigett sofort holen lassen, Sir!«

Als Samuel Pigett kurze Zeit später auf dem Kommandantendeck erschien und grüßen wollte, winkte Taggart ab. »Keine Formalitäten. Wie Ihr vielleicht bemerkt habt, ist Land in Sicht. Wir werden Cádiz anlaufen und die Dons dort stellen. Habt Ihr eine Karte von der Reede und den Kaianlagen?«

»Potz Blitz!«, rief Pigett überrascht. »Heißt das, die Armada liegt in Cádiz, Sir?«

»Ihr habt es erraten. Habt Ihr nun eine Karte oder nicht?«

»Leider nein, Sir, nur eine von der Küste.«

»Aha.« Das hatte Taggart sich fast gedacht. Er selbst hatte auch keine Karte, doch er war in jungen Jahren einmal in Cádiz gewesen und erinnerte sich lebhaft an die feurigen Mädchen und die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Nun ja, an Letztere vielleicht nicht ganz so lebhaft. »Wenn Ihr schon keine Karten habt, Mister Pigett, lasst wenigstens alle Mann an Deck antreten, auch unsere Musikusse.«

»Aye, aye, Sir!«

Taggart wandte sich ab und stakste zurück in seine Kajüte, wo er ein Buch mit der Aufschrift *Articuli fidei* aufschlug, ein Werk, in dem sämtliche neununddreißig Glaubensartikel der anglikanischen Kirche niedergelegt waren. Hastig blätterte er darin und suchte eine passende Stelle für die vor jeder Schlacht übliche Andacht. Er verfluchte im Stillen die Tatsache, dass er keinen Vikar oder wenigstens einen Prediger an Bord hatte, der ihm die Arbeit abnehmen konnte, aber es half nichts, wieder einmal musste er den Gottesmann spielen. Schließlich entschied er sich für eine verkürzte Fassung des siebzehnten Artikels, der die Vorherbestimmung und Erwählung behandelte.

Er klemmte das Buch unter den Arm und strebte wieder hinaus.

»Mannschaft vollständig angetreten, Sir«, meldete John Fox auf dem Kommandantendeck.

»Danke, John.« Taggart stellte sich zwischen John Fox und Pigett, umfasste mit der Linken die Reling und betrachtete seine Männer, die in einem sauberen Karree vor ihm

standen. Sie waren ein bunt zusammengewürfelter Haufen, aber trotzdem ganze Kerle, jeder für sich und auf seine Art. Stolz nannten sie sich *Falcons* und trugen zum Zeichen ihrer Verbundenheit ein dunkelblaues Seemannshemd, dazu eine silberne Spange in Form eines Raubvogelschnabels. Die Spange war wie ein Ritterschlag: Nur wer sich besonders ausgezeichnet hatte, durfte sie tragen.

»Guten Tag, *Falcons!*«, brüllte Taggart.

»Guten Tag, Captain!«, kam es lautstark zurück.

Taggart nickte zufrieden. »Es ist mal wieder eine Andacht fällig, Männer, könnt ihr euch denken, warum?« Die Reaktion war freudiges Gejohle.

Taggart hob die Hand, was zum sofortigen Ende des Freudenausbruchs führte. »Richtig, wir ziehen in den Krieg!« Dann verkündete er mit knappen Worten, worum es ging. Manch einer der Männer kannte das Ziel der Mission bereits, denn Neuigkeiten im Geschwader verbreiteten sich auf unerklärliche Weise so schnell wie die Blitze in einer Wetterwand, dennoch hingen alle wie gebannt bis zum Ende der Erklärung an seinen Lippen. »Noch Fragen, Männer?«

Nein, keine Fragen.

»Dann Mützen ab!«

Die *Falcons* gehorchten, und drei Musikanten traten vor. Es handelte sich um einen Trompeter, einen Dudelsackpfeifer und einen Trommler. Sie spielten ein altes englisches Kirchenlied, dessen Melodie sich dahinzog und schließlich mit einem klagenden Ton des Dudelsacks endete.

»Ich lese jetzt aus dem siebzehnten Glaubensartikel unserer gesegneten anglikanischen Kirche!«, rief Taggart.

»Daher werden diejenigen, welche mit einer so herrlichen Wohltat Gottes beschenkt sind, durch seinen Geist, der zur rechten Zeit wirkt, nach seinem Vorsatz berufen; sie gehorchen der Berufung durch die Gnade, sie werden dem Bilde Seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus gleichgemacht, sie wandeln heilig in guten Werken und gelangen endlich durch Gottes Barmherzigkeit zur ewigen Seligkeit.«

Taggart sah auf. Da standen sie, seine Männer, blickten gott ergeben und hatten den Text mit Sicherheit kaum verstanden, doch das war ihm egal. Wenn die Kerle lieber ihren Gebetsteppich ausrollten, einen indischen Tempeltanz aufführten, ihre Körper mit Götzen volltätowierten, vor Totemzeichen niederfielen, den Leviathan mit Weihwasser bespritzten oder den großen Manitu aller Indianer anriefen, dann war das ihre Sache und focht ihn nicht weiter an – solange sie es während ihrer Freiwache taten und dabei friedlich blieben. Aber Gottesdienst war im wahrsten Sinne des Wortes Dienst, und da hatte jeder zu erscheinen.

»Sollte das jemand nicht ganz verstanden haben, sage ich es noch einmal kürzer!«, rief Taggart. »Ihr seid von Gott ausgewählt, und wenn ihr heute eure Sache gut macht, winkt euch die ewige Seligkeit.«

Erneutes Gejohle der Männer.

»Amen!«

»Amen«, brüllten die *Falcons*.

»Mister Fox!«

»Sir?«

»Klar Schiff zum Gefecht.«

»Aye, aye, Sir!«